Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 55. **Bromberg, den 7. März** **1929.**



Einige Tage später saßen sich Dr. Steinert und Sohr in dessen Arbeitszimmer gegenüber. Sie sprachen von Blutübertragung, als einzige Möglichkeit, der entkräfteten Sophi aufzuhelfen, die dem Auslöschen nahe war.

„Sonderbar", sagte der Arzt, „Claus, Herr Liebetrau, Erich Wetter und Frau, die sich zur Bluttransfusion erboten, haben Blut der Gruppen eins und zwei. Niemand hat drei und vier. Ich muß nach Berlin schreiben. Es bleibt mir nichts anderes übrig."

„Das müssen Sie nicht", erwiderte Sohr. „Im Kriege stellte ich einem Kameraden mein Blut zur Verfügung. Daher weiß ich, daß es zur Gruppe vier gehört, die mit allen anderen Gruppen gepaart werden kann, während sonst nur die gleichen Gruppen übertragen werden dürfen. Das wurde mir damals gesagt. Es wird wohl stimmen."

„Ja, es ist so", bestätigte der Arzt. „Aber . . ."

„Bitte kein aber, Doktor", schnitt ihm Sohr das Wort ab. „Ich weiß, was Sie sagen wollen."

Steinert sah ihn groß an. „Und trotzdem . . .?"

„Trotzdem! Ich will es."

„Untersuchen aber muß ich Sie doch."

„Durchaus nicht nötig, Doktor."

„Doch, es ist nötig. — Ihr Herz ist bestimmt nicht in Ordnung. Alle Symptome sprechen dafür."

„Erlauben Sie! Sehe ich so aus?"

„Das nicht, aber ich ging kürzlich mit Ihnen von Finkenschlag nach Niederneidberg."

„Wegen dem bißchen Atemnot damals . . lächerlich!"

„Auch wegen dem bißchen Atemnot, Sohr. Auch deswegen! Sie beweist, daß das Herz nicht mehr normal zu arbeiten vermag. Sie werden noch andere Beschwerden haben, die das gleiche beweisen. Sie können kein Blut entbehren. Ihr Leben möchte ich nicht gefährden!"

Da beugte sich Sohr vor. Er faßte des Doktors Hände.

„Nun unterbrechen Sie mich mal nicht", sagte er. „Hören Sie ruhig an, was ich Ihnen sage, auch wenn es sonderbar erscheint. Es bleibt unter uns. Niemand erfährt davon. Da ist zunächst Sophi Liebetrau als die Hauptbeteiligte. Wenn sie einer Blutübertragung zustimmte, dann doch nur, weil ihr die Personen bekannt sind, die sich anboten. Sie sollen Ihr Gewissen nicht belasten, mein lieber Doktor. Wenn Sie die Patientin bewegen können, Blut eines ihr völlig fremden Menschen aufzunehmen, schön! Dann ist mein Anerbieten hinfällig. Ich weiß aber jetzt schon, daß Sie das nicht erreichen. Ich würde auch lieber sterben, als . . ."

„Das ist ja Frevel, Sohr!" unterbrach ihn der Arzt. „Wie können Sie so etwas sagen?! Ein aufgeklärter Mann!"

„Damit hat Aufgeklärtsein nichts zu tun. Das ist keine Angelegenheit des Verstandes, sondern des Gefühles. Ja, wenn Blut Wasser wär'. Das ist es aber nicht. Es ist auch keine vom Arzt verordnete, vom Apotheker bereitete Medizin. Blut ist Leben, mein Lieber! Wenn ich auch weiß, daß das übertragene Blut nach einer gewissen Zeitspanne vom eigenen absorbiert wird, ist mir der Gedanke doch unerträglich, während dieser Zeit nicht ich zu sein! Denn während dieser Zeitspanne lebe ich durch andere, weiß nicht, wessen Blut in mir kreist, danke mein Leben anderen und weiß vielleicht gar nicht, wem ich es zu danken habe. Nein, Doktor — es gibt Dinge, die bestimmt veranlagte Menschen nicht tun, weil sie sie nicht tun können. Sie werden sich bei Sophi Liebetrau ein glattes Nein holen."

„Dann wird sie sterben," sagte er brüsk.

Sohr wiegte den Kopf. „Wir wollen sagen: sie würde sterben müssen, wenn ihr nicht durch mich geholfen werden könnte."

„Ich sagte schon, nach meinem Dafürhalten scheiden Sie aus", erwiderte Steinert. „Ich kann das gleich feststellen. Lassen Sie sich untersuchen."

„Und ich sagte, daß das nicht nötig sei. Wenn Sophi Liebetrau, die ein Werdendes ist, die noch Aufgaben zu erfüllen und ihr Lebensziel vor sich hat, durch mich, der ich ein Vergehender, ein Sterbender bin, der bereits hinter dem Lebensziel steht, zu retten ist, dann tut man das, mein lieber Doktor. Ich bin überflüssig, Sophi Liebetrau nicht! — Mit dem Letzten hätte ich alles getan, was mir zu tun bestimmt war, hätte meine letzte und größte Aufgabe restlos gelöst. — Ich setze gern mein Leben daran."

Der Arzt faßte sich mit beiden Händen nach dem Kopf. Ihm war, als wolle er zerspringen. Die Kehle war trocken, seltsam rauh klang seine Frage: „Ihre letzte Aufgabe?"

Lächelnd nickte Sohr. „Die letzte! — Wissen Sie nicht, daß ich noch vier Hände ineinander zu legen habe, Doktor? Noch vier Menschen zusammenzugeben für immer? Sophi und Claus, Grete und Erich Wetter! Wissen Sie das nicht?"

„Zusammenzugeben schon, aber doch nicht dadurch, daß Sie sich opfern."

„Da es sein muß — doch! Das Wort ist nichts, die Tat ist alles. Nur das Beispiel, das uns gegeben wurde, vergißt man nicht!" — Er hielt dem Arzt die Hand hin. — „Ich schwöre Ihnen Schweigen, Doktor. Ihr Gewissen bleibt unbelastet. Sie dienen einem heiligen Zweck. Lassen Sie mich das auch tun. Es ist schön, wenn wir noch mit unserem letzten Lebensrest Gutes stiften können. Schließen Sie mich doch davon durch kleinliche Bedenken nicht aus."

Da legte Dr. Steinert seine Rechte in die dargebotene Hand.

„Sie finden mich bereit," sagte er fest und bestimmt, „wenn Fräulein Liebetrau sich der Übertragung fremden Blutes widersetzt." — Heilige Achtung war in seinen Augen, als er weiter sprach. „Ich habe in meinem Berufe nur mit sehr wenig Menschengröße zu tun, fast immer nur mit Verzagtheit, Heulen und Klagen, mit Angst und Furcht, mit einem unglaublichen Lebenshunger und dem ins maßlose gesteigerten Ich! — Sie sind einer der ganz wenigen Menschen meiner Erfahrung, die furchtlos und bewußt in den Tod zu gehen bereit sind, aber Sie sind der einzige, der es um anderer Glück zu tun willens ist. — Gebe Gott, daß ich Sie dem Leben erhalten kann."

*

Das hatte Dr. Steinert aufrichtigen Herzens gewünscht. Gott aber hatte in seiner Weisheit anders beschlossen.

Sophi Liebetrau war nicht zu bewegen, des Arztes Wunsch zu entsprechen. So war Sohr eingesprungen und hatte sein Leben an das ihre gegeben.

Sophi war gesundet. Er lag krank darnieder.

Vier Wochen schon und wurde immer weniger.

In seine Pflege teilten sich drei Frauen: Carla, Sophi und eine Schwester. Der Arzt kam täglich mehrere Male.

Als er heute seinen Besuch machte, wünschte der Kranke mit ihm allein zu sein.

Man entsprach diesem Wunsche.

Dr. Steinert zog sich einen Stuhl an Sohrs Lager und fühlte nach dem Puls. Der setzte aus, war dünn und weich, fast nicht zu spüren.

„Es geht zu Ende, mein lieber Doktor," sagte Sohr. „Wieviel Stunden habe ich noch? Ehrlich, offen und wahr! Sie wissen, was davon abhängt."

Der Arzt hörte das Herz ab, dann richtete er sich mühsam auf, als ob ihm eine Last im Nacken säße.

„Vier bis sechs! Mehr nicht."

„Werden Sie dabei sein, wenn das Licht verlöscht?"

„Ja, das werde ich."

„Schön! Dann bringen Sie mir bitte kurz vor Torschluß den Wetter und die Grete her, den Claus und die Sophi. Und den lieben, alten Hinzelmann. Den nicht zu vergessen! — Bestimmt, Doktor. Ich verlasse mich darauf."

„Ich bringe sie Ihnen."

„Innigen Dank! — Und nun noch einen Freundesdienst! Stopfen Sie mir mal, bitte, dort das Kissen in den Rücken — ich muß gerade sitzen — und geben Sie mir Papier und Feder. Ich möchte sehen, ob ich noch schreiben kann."

Der Arzt brachte das Gewünschte, legte die Schreibmappe vor ihn hin, stellte das Tintenfaß auf den Nachttisch und gab ihm die Feder in die Hand.

Sohr versuchte, zu schreiben. Es ging.

„Nur das Eintauchen ist beschwerlich," sagte er. „Wollen Sie mir Ihren Füllhalter leihen?"

Stumm reichte ihn Steinert hin.

„Nicht wahr, Doktor, der Kerl, der Sohr . . . er pumpt bis zur letzten Stunde?"

Steinert verzog das Gesicht. Es war ein wehes Lächeln.

„Scherzen Sie noch angesichts des Todes?"

„Soll ich nicht, Doktor? Soll ich weinen und jammern? Wo wäre der Grund dazu? War mir nicht ein reiches Leben beschieden, ein besonderes und gesegnetes?! Wer konnte sein Haus bestellen, so vollkommen wie ich? Und da soll ich klagen, statt Gott durch Frohsein zu danken! Hat er es nicht prächtig gefügt? — Sehen Sie meine Frau an, Doktor! Sehen Sie in ihre starken Augen. Glauben Sie, daß sie nicht wüßte, wie es um mich steht? Und doch diese Kraft, dieses stolze Aufgerichtetsein! — Und sehen Sie sich die Sophi an, dieses Mädelchen von einst, wie es an meiner Frau emporwächst, wie fest es auf den Füßen steht! Und meinen Jungen! — Mensch, Doktor — ich bin der Glücklichste der Sterbenden! Nur das Letzte gebe mir Gott noch. Das Letzte!"

Und er gab es ihm, der Gott der unendlichen Güte.

*

Als nach vier Stunden Dr. Steinert mit den anderen das Zimmer betrat, lag das große, weiße Blatt, das sich Sohr erbeten hatte, engbeschrieben vor ihm auf der Decke. Er reichte es Carla hin.

„Da meine Stunde gekommen ist, Carla, darf ich dich bitten, dieses anzunehmen," sagte er. „Es ist so etwas wie ein letzter Wille, etwas, das man gern in Ordnung gebracht haben möchte, bevor man auf die letzte große Reise geht."

Carla nahm das Blatt. Leise zitterte die Hand, aber fest klang ihre Stimme, als sie erwiderte: „Ich werde ihn heilig halten, Sohr, deinen letzten Willen und werde über seiner Erfüllung wachen, wie ich dir das als dein Weib schuldig bin."

„In diesem Versprechen werde ich Ruhe finden, du Liebe, Treue, Gute," sagte er und küßte die zitternde Hand. „Ich habe nicht viel zu schenken an irdischen Gütern. Ich war nie ein reicher Mann. Und was ich über diesem Wenigen hinaus an Zuneigung, Liebe und ehrlichem Wollen besaß, habe ich euch, die ihr meinem Herzen am nächsten standet, schon gegeben. Nehmt das Wenige an, mir zum Gedenken."

Sohr mußte verhalten. Das Sprechen fiel ihm schwer. Der Arzt sprang ihm bei.

„Danke, Doktor, es geht schon." — Sein starker Wille wurde der Schwäche Herr. Er wendete sich an Erich Wetter. Sein Gesicht war Achtung, sein Blick Güte.

„Einer, der das Aufrichten lernte," redete er ihn an. „Sie hätte ich gern noch ein Stück Weges begleitet. Und so bleibt mir nur noch eine Bitte übrig, Erich: Dienen Sie meiner Frau als Verwalter. Sie braucht eine verläßliche Stütze. Wie ich Ihnen vertraue, wird sie das auch tun. Sind Sie bereit, dann geben Sie mir die Hand darauf."

Wetter trat heran und reichte Sohr die Rechte. Der hielt sie fest.

„Ich bin bereit," sagte Wetter. „Und wenn Sie vom Himmel auf uns niedersehen können, dann sollen Sie finden, daß ich. . ." er stockte, riß sich zusammen, fuhr fort: „durch Arbeit . . ." er schluckte . . . „und Treue . . ." Da brach er ab. Das Wort versagte. Dicke Tränen perlten ihm über die Wange.

„Schon gut, Erich," beschwichtigte ihn Sohr, „schon gut! Sie sagen es — ich glaube Ihnen."

Die Hand behielt er in der seinen. Mit den Augen suchte er Grete Wetter.

„Und Sie, Margret," sprach er zu ihr, „die meine Frau Freundin und Schwester nennt, bekomme ich auch Ihre Hand und mit ihr das Versprechen, denen ferner beizustehen zu wollen, die Ihrer Güte, Ihrer Hilfe, Ihrer Liebe bedürfen? — Darf ich sterben in dieser schönen Gewißheit?"

Stumm reichte auch Grete ihm die Rechte. Sie konnte nicht antworten, dem nicht, um den sie soviel Schmerzen gelitten, der ihre erste Liebe war und der nun von ihr ging in die ewige Nacht.

Weiter fragte Sohr: „Und darf ich diesen Ring — Ihren Ring, Margret — der noch keine Sekunde von diesem Finger gekommen ist, darf ich ihn einem ehrlich strebenden Menschen geben, der Ihre Güte, Ihre Hilfe, Ihre Liebe nicht nur nötig hat, nein, der ihrer wert und würdig ist! Darf ich das, Margret, zum Zeichen treuen Verbundenseins?"

Die Augen mußten ihm Antwort geben. Immer noch war sie nicht fähig zu reden.

Da streifte Sohr den Rubin vom Finger und steckte ihn Erich Wetter an.

„Tragen Sie ihn, wie ich ihn trug", sagte er zu ihm. Dann legte er beider Hände ineinander. „Die im Leid erstarkten", fuhr er fort „brauchen nicht Stecken noch Stab. Sie gehen ihren Weg aufrecht im Bewußtsein ihrer Kraft."

Leise trat Carla zu den beiden, nahm sie um die Schultern und führte sie hinaus.

Als sie zurückkam, standen Claus und Sophi am Bett des Vaters.

Sie hielten ihre Herzen fest, kämpften an gegen Schmerz und Tränen.

Der da vor ihnen lag, mit seiner seltenen Persönlichkeit den Raum erfüllte, der in seiner letzten Lebensstunde noch frei und klar zu denken und jede Regung des Herzens mit seinem Willen zu bannen vermochte, sollte sie nicht schwach finden. Sie wollten seiner würdig sein.

Wollten!

Aber die großen graublauen Augen, die das hagere Gesichts des Sterbenden beherrschten und sich in die ihren senkten, waren so voll Tiefe und Glanz, daß sie sich der letzten Wochen ihres Lebens und dessen, was sie getan, bewußt wurden und alle Beherrschtheit schwinden fühlten.

Sophi weinte lautlos. Claus zwang sich mit übermenschlicher Kraft und konnte doch nicht hindern, daß es um Mund und Kinn zitterte und zuckte.

„Warum weinen, Kinder? Warum verzagt sein!" mahnte Sohr. — Seine Stimme klang leise. Langsam nur glitten die Worte von den blutleeren Lippen: „Seht euch den dort an, den Hagen von Tronjte unserer Familie, den treuen Hannjörg Hinzelmann. Er lebt in meinem Geiste. Er war mein Freund. Nicht eine Stunde hat er mich verlassen. Er kann euch raten und fördern in allen Lebenslagen. Er ist ein kluger und ein weiser Mann. — Auch mich verliert ihr nicht ganz. Ich lasse vieles zurück. Umsonst war mein Leben nicht. Ihr könnt mich in manchem wiederfinden, wenn ihr mich erkennen wollt."

„Aber sehen können wir dich nicht mehr, Vater", stöhnte Claus auf, „und danken nicht, für alles, was du uns tatest. Und gutmachen können wir nicht mehr, was wir so gern gutgemacht hätten."

„Und dich mit unserer Liebe umgeben, das können wir nicht", ergänzte Sophi.

Da hob Sohr die Hand. Müde, matt!

Er lächelte. Sein Gesicht nahm jenen Ausdruck an, den man den verklärten nennt.

Auf einen Wink des Arztes trat Carla zu ihm, stützte ihn.

Seine Worte formten sich mühsam zu Sätzen. Den letzten, die ihm zu sprechen vergönnt waren:

„Dem Weisen — genügt der Wille. — Ich nehme es — als geschehen an. — Dankt — indem ihr — ein Vorbild lebt. — Seid treu — euch selbst — und anderen! — Liebet euch — seid gut — und — stark. Lebt wohl — alle!"

Er schloß die Augen, lehnte den Kopf an Carlas Brust, sagte ganz leise noch: „Wie ist es — schön, in den Armen — einer — treuen Frau zu ruhen" und schlief ein. — — —

*

So starb Sohr der Herr, der einst Knecht und auch als Herr ein Dienender gewesen war.

——: Ende. :——

Eisnot.

Skizze von Otto König.

Schon wochenlang vorher sprachen sie nur vom Wasser. Sie sahen es kaum mehr, denn das Flußbett lag unter Eis, und nur in der Mitte war ein schmales Rinnsal geblieben. Doch je mehr das Wasser versiegte, desto öfter dachten die Leute im Dorf daran: „Was soll werden, wenn Tauwetter kommt und alles über uns hereinstürzt?"

Der Vorsteher sorgte dafür, daß sie die Hände nicht müßig in den Schoß legten: „Alle müssen helfen!" In der Notsitzung des Gemeinderats schlug er mit der Faust auf den Tisch: „Keiner bleibt zu Hause. Sandsäcke werden gefüllt, nach der Uferstraße geschafft und an den Hauswänden hochgeschichtet. Die Eisenbahn liefert uns Schienen. Wir werden Eisböcke daraus machen." — Als erster faßte er an, und das Dorf war gerüstet.

Eines Nachmittags kommt der Posthalter zum Vorsteher gelaufen: „Telegramm vom Wasserbauamt: „Strom hat Eis im Oberlauf gesprengt, erste Welle um Mitternacht bei Ihnen zu erwarten." Eine Minute später gellt das Alarmsignal durch den Ort.

Alle stehen auf ihrem Posten. Die Häuser der Uferstraße werden geräumt, und Wagen fahren alles bewegliche Gut zur höher gelegenen Kirche hinauf. Die Heiligen in ihren Nischen sehen verwundert auf Kisten, Betten und Schränke. Dann lächeln sie verständnisvoll und tröstend, und die Frauen richten sich mit den Kindern ein, so gut es geht.

Der Vorsteher schreitet durch die Uferstraße. Er tritt in jedes Haus und überzeugt sich, daß es geräumt ist. Er sieht nach den Notlampen und Fackeln an den Leitungsmasten und kontrolliert die Posten. Das Dorf verläßt sich auf ihn.

Vor Mitternacht stehen alle Männer bereit. Dann trägt der Wind ein dumpfes Raunen das Tal hinunter. Das Rauschen wächst von Sekunde zu Sekunde. Trompetensignale gellen dazwischen, Raketen zischen hoch, Poltern und Brechen dröhnt. Im schwachen Mondlicht sehen die Männer den grauen Sturmbock heranrollen. Das Wasser, das talaufwärts die Fesseln gesprengt hat, schießt über das vereiste Flußbett und wälzt zerborstene Schollen vor sich her. Es steigt an den Ufern hoch, quillt über sie hinaus; Balken, Fässer und Strohbündel tauchen im Licht der Lampen und Fackeln auf, und die Schollen schlagen krachend gegen die Uferbefestigung. „Zurück auf den höher liegenden Hang!" schreit der Vorsteher. Dort unten können Menschen im Augenblick nichts ausrichten.

Das Wasser erreicht die Häuser, und die Eisblöcke und Schollen krachen gegen die Sandsackmauern. Die halten stand. Doch oben am Dorfeingang, wo sich Ufer- und Marktstraße trennen, stauen sich die Schollen vor dem Eisblock aus Schienen, der das Eckhaus schützen soll. Immer dichter und höher wird der Berg, und neue Schollen schieben sich auf die unteren. Noch halten die eingerammten Eisenbahnschienen, doch dem Vorsteher klingt es in den Ohren, als stöhnten sie: „Hilf uns!" Sonst werden wir zerdrückt."

Er besinnt sich nicht lange: „Freiwillige vor zum Sprengen!" Die Männer um ihn sehen sich an, und jeder hofft auf den anderen. „Freiwillige vor!" Keiner rührt sich. „Leute, es muß einer das Eis dort unten sprengen. Sonst reißt es die Schienen um, zerstört das Haus und drückt den Häuserblock von innen auseinander." — Da ruft einer aus dem Haufen: „Du bist doch Vorsteher! Mach's selber." — „Hast recht", sagt der Alte, und bitterer Hohn liegt in seinen Worten. Dann gibt er ruhig seine Befehle: „Sprengpatronen, Leiter, Taue und Haken!"

Er wirft den schweren Eisenhaken über Eis und Wasser hinweg gegen das gefährdete Haus. Dreimal prallt das Metall an der Wand ab, und der Vorsteher zieht es an den beiden Seilen zu sich zurück. Dann klirren die Fensterscheiben im ersten Stock und der Haken greift hinter die Brüstung. Vier Männer ziehen die Seile stramm, der Haken hält. Der Vorsteher wirft die zusammengebundenen Sandsäcke mit den Sprengpatronen und der Beilpicke über die Schulter, tritt auf das zweite Seil und greift nach dem anderen. Fußbreite um Fußbreite schiebt er sich weiter. Endlich steht er an der Hausmauer, schwingt sich in das Fenster hinein und zieht die Leiter am Strick zu sich hinüber.

Am Aufleuchten der Glühlampen erkennen die Gaffer drüben am sicheren Hang, wie der Vorsteher durch die Räume schreitet. Dann erscheint der Alte am Fenster an der Stirnseite des Hauses. Er schiebt die Leiter ins Leere hinaus und findet an einer festgekeilten Scholle eine Stütze. Er prüft den Halt und kriecht langsam über die Leiter. Ruhig hängt er die Sandsäcke über eine Sprosse, öffnet sie, zieht die Picke heraus und vergrößert eine Lücke zwischen den Schollen.

Da fühlt er die Leiter zittern, und der Eisgang knirscht: „Ich erdrücke dich, du Zwerg!" Nur die rascheren Schläge seiner Picke verraten den Gaffenden, daß der Vorsteher die höchste Gefahr erkennt. Endlich ist das Loch groß genug, und er stopft ein Dutzend Patronen hinein. Von einer Scholle schlägt er ein Stück ab und keilt es über das Loch.

Plötzlich wirft er die Picke aus der Hand, und die Gaffer sehen ihn über die Leiter zurückhasten. Da gleitet sein Fuß auf einer Sprosse aus, und das Bein stößt ins Leere. Die am Hang drüben schreien vor Entsetzen: „Der Schuß, der Schuß!" Der Alte greift nach der nächsten Sprosse, zieht sich mit verzweifelter Kraft hoch, und seine Finger krallen sich hinter das Fensterbrett.

Da dröhnt der Schuß, und im Auffliegen der splitternden Schollen fällt der Vorsteher kopfüber in das Fenster hinein.

Einen Augenblick ist Ruhe. Dann prasselt der Hagel der hochgeschleuderten Eisbrocken herunter. Leben kommt in den Wall vor dem Haus, und die Schollen schieben sich weiter. Das schmutziggraue Wasser schäumt, und endlich taucht das schwarze Eisen der Schienen wieder auf. Das Haus und die beiden Straßen sind gerettet.

Die auf dem Hang Stehenden warten vergeblich auf den Vorsteher. Da wagen sich zwei von ihnen über die Seile hinüber nach dem Haus. Auf dem Boden unter dem zersplitterten Eckfenster finden sie den Ohnmächtigen. Einer von ihnen nimmt den schweren Mann auf den Rücken, und vom anderen unterstützt tastet er sich über die Seile zu den Wartenden zurück.

Sie tragen ihn in die Kirche und drängen sich um das Lager des Retters. Ein Arzt untersucht den Besinnungslosen: „Der Sturz hat ihn betäubt." Er reibt ihm die Stirn mit Branntwein. Endlich schlägt der Alte die Augen auf. Er starrt die Gaffenden an: „Das Eis? Die Häuser?" — „Das Eis ist fort, die Häuser sind gerettet!"

Da nickt der Vorsteher zufrieden, und das ganze Dorf schämt sich vor seinem Lächeln.

Ein Toter in der Nachtschicht.

Skizze von Herbert Wiegand.

Kein Stern leuchtet am Himmel. Gespenstige Kalksteinriesen ragen in die dunkle Nacht. Eintöniges Knattern klingt aus einer tiefen Steinschlucht und unterbricht die Stille. Von einer Kette gezogen, laufen dort unten mit Steinen gefüllte Wagen. Das abgehackte Lied der Ketten verhöhnt das geisterhafte Dunkel, in dem die dumpf brütenden Nebelschwaden ein schauriges, stummes Spiel aufführen.

Da klingt es krachend durch die Nacht. Ein Wagen ist entgleist. Nach einiger Zeit treten zwei Gestalten in die Schlucht ein. Ihre Nagelschuhe kreischen auf dem steinigen Boden. Vor dem umgestürzten Kippwagen bleiben sie stehen und setzen die Brechstangen an. Sie beugen sich hinab, drücken ihre Schultern gegen die Stangen und erheben sich stöhnend. Die Räder springen nicht ins Geleise zurück. „Pitter", sagt der eine, „geh mal auf die andere Seite, aber paß auf, daß die Wagen, die hinten laufen, dir nicht die Knochen kaputt machen!"

Jetzt setzen beide wieder die Eisenstangen an und stemmen mit allen Kräften den Wagen. Pitter preßt sich mit seinem Körper fest gegen den Kasten. Hinter ihm lauert die Gefahr. Noch einmal, bald ist es geschafft. „Hau ruck — hau ruck!" Die Räder sind auf den Schienen. Der Kasten schaukelt in dem Fahrgestell hin und her. Fast wird Pitter auf das todbringende Geleise geschleudert . . . Er sucht mit den Händen Halt, rutscht aus und gleitet auf den Bauch . . der andere hört einen markerschütternden Schrei. Er springt hinüber. Die Räder haben Pitter schon wieder freigegeben . . . Der Kamerad reißt ihn von den Eisenschienen.

Jetzt liegt der arme Kumpel vor ihm auf den Steinen. Er stöhnt schwer. Der andere betrachtet entsetzt den dunklen, zuckenden Körper. Zuerst steht er regungslos wie ein verirrtes Kind in dem Dunkel der Nacht. Sein Blick streift den zu Tode verwundeten Kameraden. — „Verdeck!" — Das rechte Bein hämmert in schnellem Takt auf die Steine. Wie er das sieht, schreit er verzweifelt durch die Schlucht: „Hilfe, Hilfe!" Er wartet und horcht. Die Rufe sind nutzlos an den Steinblöcken verklungen. Wie ein Gepeitschter rast er plötzlich los, stolpert über einen Stein, steht auf und rennt weiter bis zum Maschinenhaus. Stoßweise schreit er in das lärmende Haus, fast die ratternden Maschinen übertönend: „Der Pitter ist überfahren. Oben in der Schlucht liegt er." — Die Arbeiter starren den Unglücksboten entsetzt an, einige holen sofort eine Bahre.

Die Maschinen werden gedrosselt, die Transmissionen der Kettenbahnen abgestellt. Alle Räder stehen still. Das Sterbehaus für den Arbeiter ist fertig ...

Im ganzen Steinbruch ist jetzt Totenstille. Mit beschleunigten Schritten laufen vier Arbeiter, die Bahre auf den Schultern, durch die schwarze, gähnende Steinschlucht. Sie rufen: „Pitter, Pitter!" — In der Nähe quält sich ein Ruf aus einem Menschenmund. Sie eilen schneller und setzen die Bahre neben dem überfahrenen Kumpel nieder. — „Ach, laßt mich doch hier verrecken." — Die Arbeiter legen ihn auf die hölzerne Bahre und tragen ihn fort. Das fast abgefahrene Bein schlägt auf die Latten der Bahre. Die glotzenden Gesichter der Felsen lugen durch das Dunkel auf die eigenartige Gruppe, die gleich einem trauernden Leichenzug vorbei schreitet.

Das Tor des Maschinenhauses kreischt. Die Männer im blauen Anzug stehen wie zur Leichenparade schweigend vor den Maschinen. Plötzlich bricht der Meister das Schweigen. „Holt mal schnell einen Arzt." — „Nein, nein", schreit der Todwunde, „ich muß jetzt doch sterben. Mein ganzer Bauch ist kaputt. Bleibt alle bei mir." — Der Meister öffnet Pitters Arbeitsanzug und tritt zurück. „Nee, da is nix mehr zu machen."

Die Nerven, die durch jahrelange Arbeit in Wind und Wetter gestählt sind, halten Pitter noch bei der Besinnung und geben ihm nun im Kreise seiner Kameraden die letzte Lebenskraft. — Die Arbeiter stellen sich um die Bahre. Jetzt ist er der Tonangebende. Jeden winkt er zu sich, redet noch etwas mit ihm und sagt ihm ein gutes Wort. „Schimmel!" ruft er dem letzten in der Runde, einem flachshaarigen Jüngling, zu, „die zwei Mark, die du mir gepumpt hast, kannst du dir morgen aus meiner Lohntüte vom Meister geben lassen, und dann wünsche ich dir, daß du was zu essen hast und gesunde Knochen behältst."

Dann stirbt er. —

Nach einiger Zeit, der Morgen graut schon, wird ein verdeckter Leichnam aus dem Steinbruch getragen. Die Arbeiter schauen ihm bis zur Landstraße nach ... Die Maschinen laufen wieder an. Der Betrieb geht weiter.

Trost der Jugend.

Um die Höhe des Sommers waren die Tage dumpf und still. Ängste und Wirrnisse waren da, von denen keiner wußte, woher sie kamen und was sie wollten. Sie gingen wie die Tritte großer Katzen durch das dunkle Grau; man hörte sie nicht, man ahnte sie nur.

Da kam ich an die Stelle im Wald, wo vor einigen Jahren die jungen Eschen gepflanzt waren. Die Wipfel der Stämmchen erhoben sich kaum aus dem wilden Wuchs der Nesseln und Kletten, und wie eine zähe Mauer erstickten die harten Gräser alle Seitentriebe. Da dachte ich deines jungen Nachwuchses, meine Seele, der sich durch Unfaßbares und Unentwirrbares empormüht, der hart und stark wird im Druck. Und ihm sagte ich dies:

Ihr werdet groß sein, ihr Jungen, denn alles Große wird unter Schmerzen geboren, und das Erhabene trank in tiefen Zügen aus den dunklen Brunnen des Leids.

Freut euch, ihr Hellen und Schlanken, daß ihr nicht an reichen Tafeln sitzt, sondern die Sehnsucht kennenlerntet. Sehnsucht ist die Mutter des Ewigen, das Keimbett von Kraft und Tat. Sehnsucht ist Begeisterung.

Freut euch, ihr Wachsenden, weil ihr einsam waret. Was ihr im Schatten hängenden Gewölks lerntet, wird euch um so schneller reifen lassen zu starken Säulen, die neues Hoffen und starkes Wollen tragen. Und das ist uns not.

... Denn es kommt ein Tag, an dem im Norden ein Sturm erwacht, der mit schnaubenden Schimmelhengsten zu Land fährt. Wenn er über die Kornähren springt, wird das Graugewölk wie ein Rudel zottiger Wölfe vor ihm flüchten. In den Wäldern wird er die große Orgel spielen: Wacht auf! Wacht auf! Und zu den mächtigen Akkorden werden die das Hohelied der Auferstehung singen, die bereit und stark sind.

Paul Steinmüller.



Bunte Chronik



* **Dampferverbindung zwischen den großen amerikanischen Binnenseen und Europa.** Eine norwegische Reederei wird im Frühjahr 1929 eine neue Dampferlinie eröffnen, die die großen amerikanischen Binnenseen direkt mit Europa verbinden wird. Diese Dampferlinie soll namentlich den großen Fabrikanten und Exporteuren von Automobilen, landwirtschaftlichen Maschinen, und vor allem auch den Getreideexporteuren, die um diese amerikanischen Binnenseen herum wohnen, dienen; und diese Industriellen sollen bereits große Frachtverträge für den kommenden Sommer abgeschlossen haben. Vorläufig können auf dem Wellandkanal, der die Binnenseen mit dem Ozean verbindet, nur Schiffe mit einem Rauminhalt von höchstens 2000 Tonnen verkehren. Die amerikanische Regierung hat jedoch bereits 50 Millionen Dollar für die Erweiterung und Vertiefung des Kanals bewilligt, so daß es nicht mehr lange dauern wird, bis alle Ozeanriesen den Kanal durchfahren können.

*

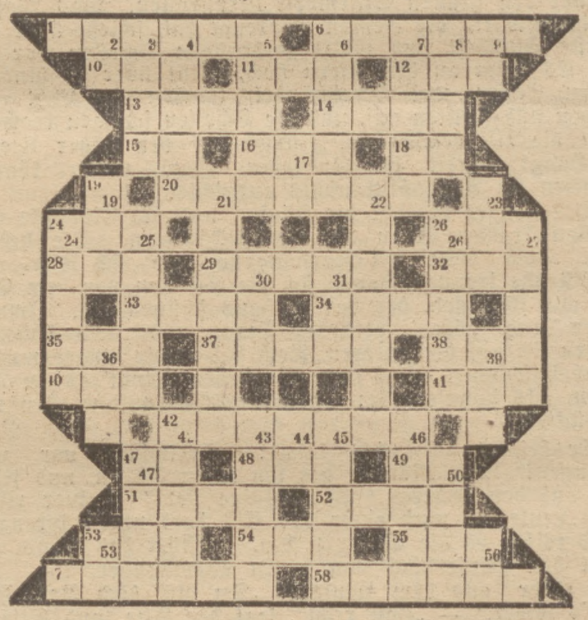
* **Wer raucht am meisten?** Das Statistische Reichsamt hat errechnet, daß der Tabakverbrauch der Welt seit Kriegsende sehr stark — um ungefähr die Hälfte — zugenommen hat nicht dadurch, daß sich der Konsum des einzelnen Rauchers erhöht hat, sondern durch die Tatsache, daß durch den Krieg sich viel mehr Menschen das Rauchen angewöhnt haben, und auch unter den Frauen das Tabakrauchen immer häufiger wird. Mehr als ein Fünftel der gesamten Tabakwelternte verrauchen die Vereinigten Staaten. In der Schweiz, Dänemark und Schweden ist der Tabakverbrauch in den Jahren 1923 bis 1926 gleich geblieben, infolge der nachkrieglichen hohen Tabaksteuern. Unverändert ist der Verbrauch auch in Deutschland geblieben. Zigaretten und Zigarillos werden von Jahr zu Jahr mehr bevorzugt. In den Jahren 1923 bis 1926 rauchte durchschnittlich jeder Amerikaner 3,6 Kilogramm im Jahr (10 Gramm täglich), jeder Niederländer und Belgier 3,2 Kilogramm, jeder Franzose 1,7 Kilogramm, jeder Deutsche 1,6 Kilogramm, jeder Engländer 1,4 Kilogramm, jeder Italiener 1,2 Kilogramm, jeder Japaner 1,1 Kilogramm.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Schneidewerkzeug. — 6. Kirchliches Fest. — 10. Amtstitel. — 11. Teil des Kopfes. — 12. Teil des Oberkörpers. — 13. Englischer Adelstitel. — 14. Monat (I-J). — 15. Abkürzung für Zahl. — 16. Weltsprache, — 18. Vorwort. — 20. Großes Gewicht. — 24. Anerkennung. — 26. Eßbrei. — 28. Schweizer Kanton. — 29. Friesische Hafenstadt, deutscher Kreuzer. — 32. Umstandswort der Zeit. — 33. Märchengestalt. — 34. Wärmespender. — 35. Vorfahr. — 37. Schweizer Kurort. — 38. Englische Bierart. 40. Großes Wasser. — 41. Bodensenkung. - 42. Kurzer Dolch. — 47. Abkürzung für Altes Testament. — 48. Ungebraucht. — 49. Abkürzung für Aktien-Gesellschaft.
51. Rennbahn (englisch). — 52. Schweizer Freiheitsheld. — 53. Chemischer Grundstoff. — 54. Gestalt im Nibelungenlied. — 55. Heldische Eigenschaft. — 57. Schafart. — 58. Mann zu Pferde.

Senkrecht: 2. Persönl. Fürwort. — 3. Würze. — 4. Bewußtsein des Eigenwertes. — 5. Französischer Bildhauer. — 6. Sternbild. — 7. Amtstracht des Richters. — 8. Einheimischer Name einer britischen Insel. — 9. Abkürzung für Raummeter. — 17. Abkürzung für ditto. — 19. Eingang. — 21. Rüsseltier. — 22. Einfache Sinnesart. — 23. Teil des Pferdefußes. — 24. Evangelist. — 25. Insekt. — 26. Teil des Jahres. — 27. Handhabe. Griff. — 30. Abkürzung für Meridian. — 31. Göttin der Morgenröte. — 36. Getrocknetes Gras. — 39. Wärmegrad. — 42. Wettererscheinung. — 43. Bischofsmütze. — 44. Französischer Artikel. — 45. Teil der Kuh. — 46. Scheingold. — 47. Stoffteilchen. — 50. Feuerhitze. — 53. Chem. Zeichen für Baryum. — 56. Chem. Zeichen für Tellur.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.